

A:

J: öffentliche Denkmäler

Abreißkalender.

Denkmäler sind eine Art Kulturbarometer.

In einer Zeit, wo viele Denkmäler errichtet werden, wo sie über ein Land kommen, wie Sternschnuppen im August, fehlt die Muße, sie richtig ansteuern zu lassen, und es entstehen die Scheusäler, die heute unter dem Vorwand, die Toten zu ehren, den Boden der kriegsführenden Länder bedecken. Der von einem Engel überschwemmte Infanterist in Uniform, lebendig, sterbend oder tot, ist zu einem Eichhörnchen geworden, um das man schon am liebsten einen großen Bogen schlägt.

Wir haben bei uns nicht soviel öffentliche Denkmäler, wiefinger an einer Hand. Vielleicht ist es gut so. Vielleicht wäre das fünfte, wenn es schon erstanden wäre, noch übler geworden, als das Nationalmobil in der Ecke zwischen Rechnungskammer und Steuerverwaltung.

Unsere zwei ersten Denkmäler, die ihr Dasein amtlichem Anstoß verdanken, die Amalienstatue am Stadtpark und der hölzerne Wilhelm II. auf dem Knoblauch, können sich schon lassen. Sie sind nicht überschwänglich und nicht in einer Mode erstarzt. Sie sind künstlerisch diskret und festig. Nicht überwältigend, aber auch nichts weniger, als geschmaclos.

Geschmaclosigkeit an einem Denkmal wird durch die Ausdringlichkeit des Objekts multipliziert. Es stellt sich prothetisch an die Straße und spielt den Anreicher — für eine Idee, für ein Ideal, für ein Gefühl. Tut es solches mit übertriebener Gebärde, so versündigt es sich an Generationen. Darum sind die schönsten Denkmäler immer die, die nichts ausdrücken wollen, aber sie sind nicht immer sicher davor, daß in sie etwas hineininterpretiert wird, was sie gar nicht bedeuten. In Lyon steht von einem einheimischen Bildhauer eine schöne Reiterstatue, die einen Lorbeerbekränzten römischen Feldherrn darstellt. Die Reiseführer haben daraus Ludwig XIV. gemacht. Als Reiterdenkmal an und für sich bewundert man das Werk, soll man sich aber vorstellen, der Künstler habe einen französischen König in altrömisches Heldenhumeln beschworen wollen, so geht man nicht mehr mit.

In Frankfurt a. M. stehen an den Gallus-Anlagen zwei Denkmäler voll von patriotischem Pathos sich gegenüber: Es ist rechts das Bismarckdenkmal, links eine Bronzefigur: Den Opfern.

Bismarck steht in der Uniform der weißen Kürassiere, die Linke auf den Säbel gestützt, die Rechte wie die eines Verkehrs-Schupo ausgestreckt, und zeigt freie Bahn der Germania, die hinter ihm auf einem Schlachtkreis, von einer großen Fahne umwalt, über einen Drachen reitet. „Ich sehe Deutschland in den Sattel, reiten kann es dann von selbst,“ — oder ähnlich lautet der Text, den der Künstler illustrieren wollte. Das Ganze ist jene Art von Della-tion, die man schon nicht mehr hören kann, ohne an ihre Karikatur denken zu müssen. Außerdem hört da das Pferd. Es macht 33 1/3 dieses patriotischen Knauselstes aus. In einer Zeit, wo das Pferd sogar als Schlachtkreis dem Untergang geweiht ist, wirkt diese vierbeinige Vervollständigung des Trios höchst unmodern. Vielleicht sehen wir später die Allegorie sich des Motors, des Flugzeugs, des Tanks bemächtigen, aber mit den Rössern lassen wir im modernen Denkmalbetrieb wirklich Schluss machen.

Dem Bismarck gegenüber ist auf granitinem Sockel eine Frauengestalt in Trauer um die verlorenen Söhne so zusammengebrochen, wie sie das Leid hingeworfen hat. Ohne nach klassischen Rezepten die Lösung ihrer Glieder in die Hand zu nehmen, Sie windet sich in ihrem Schmerz, dem sie sich ganz hingibt, ohne Rücksicht auf die Pose. Die Betonung des Weiblichen, Mütterlichen ist unheimlich. Der Schrei der Trauer um die Verlorenen ist schon der Schrei nach dem Kind, nach den Kindern, die die Toten ersezten sollen. So erschraubt und verschroben das Pathos gegenüber, so brutal wahr und trächtig ist es an dieser Gestalt.

Im Vergleich der beiden wird man inne, daß das Errichten von Denkmälern keine Sache ist, die man nur feierlichen Kunstbeamten überlassen darf.

Freud 10. 3. 1927